

aliteraverglag

Karl Otto Conrady

Klärungsversuche

Essays zu Literatur und Zeitgeschehen

aliteraverlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

August 2005

Allitera Verlag

Ein Books on Demand-Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2005 Buch&media GmbH (Allitera Verlag)

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-122-9

Inhalt

Vorwort 7

Lust und Last des Lesens

- Vom schwierigen Vergnügen des Lesens 11
Gegen die Mystifikation der Dichtung und des Dichters 40
Literatur muss auch provozieren 69
Lichtenberg lesen 83
Zwei späte Gedichte Goethes 86

Im Gebiet der deutschen Klassik

- Eine neue Klassik-Legende? 93
Blickpunkt Frankreich. Deutsche Dispute in revolutionärer Zeit
Eine Hörszene 107
Erfundenes Gefundenes zu Heinrich von Kleist 131

Germanistik unter den Schatten der Vergangenheit

- Von schwierigen Anfängen und Untiefen kritischer Aufarbeitung 143

- Germanistik in der Diskussion (1965)
Über einige Prinzipien der Auseinandersetzung
mit ihrer Vergangenheit 156

- In den Fängen der Vergangenheit (2003)
Der neue Streit über Germanisten
und ihre Mitgliedschaft in der NSDAP 169
Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich (1966) 174

Sondierungen im Zeitgeschehen

- Illusionen der Literaturgeschichte 211
Literatur in einer neuen deutschen Einheit 231
Jahrtausendwende. Spektakel oder Epochengrenze? 241
Kleines Plädoyer für Aufklärung 255

Anhang

Anmerkungen 271

Textnachweise 282

Der Autor 284

Vorwort

Die Beiträge, die ich für diesen Band ausgewählt habe, sind in verschiedenen Gebieten angesiedelt: in dem, was pauschal ›literarisches Leben‹ genannt wird; im eigenen Berufsfeld, der so genannten Germanistik, und im politisch-gesellschaftlichen Getriebe des Zeitgeschehens. Alles ist – offenkundig oder insgeheim – miteinander verwoben, und überall sind es Bemühungen, Probleme einzukreisen, zugehörige Fragen aufzuwerfen und Antworten anzubieten. Für solches Erproben eignet sich essayistisches Schreiben mit seinen vielfältigen Möglichkeiten. Auch erfinderisches Spiel mit historischem Material habe ich mir erlaubt, gleich zweimal in der Sparte »Im Gebiet der deutschen Klassik«.

Die Überschriften der Abteilungen, in die das Buch gegliedert ist, deuten an, welchen Themenbereichen sich die Schriften zuordnen. Sie sind zumeist an nicht leicht zugänglichen Stellen erschienen oder in Publikationen, die inzwischen vergriffen sind. Die Textnachweise am Ende des Buchs geben Auskunft.

Etliches ist neu geschrieben. Vor allem verlangte der Abschnitt »Germanistik unter den Schatten der Vergangenheit«, in dem mehrere eng zusammengehörige Beiträge untergebracht sind, verbindende Betrachtungen und Überlegungen. In die früher gedruckten Texte habe ich nur gelegentlich eingegriffen, wenn ich meinte, etwas klarer oder (vielleicht) besser formulieren zu sollen, und wenn ich einen Zusatz für angebracht hielt, der dann durch eckige Klammern [] kenntlich gemacht ist. Einigen Essays habe ich Anhänge aus heutiger Sicht beigegeben, die jeweils als »Nachtrag 2005« titulierte sind.

Um Wiederholungen zu vermeiden, musste ich an einigen Stellen der früher verfassten Beiträge kürzen; der Inhalt insgesamt wurde dadurch nicht verändert. Damit der Leser Hinweise und Zitate bequem verifizieren kann, waren Anmerkungen nötig. Teilweise sind sie in Klammern in den Text hineingenommen, teilweise sind sie beziffert im Anmerkungsenteil zu finden. Dass ich sie auf dem ursprünglichen Stand belassen habe, passt zu dem Charakter der Dokumentation, dem dieser Sammelband entsprechen soll.

Die Rechtschreibung versucht dem neuen Stand zu entsprechen; bei Zitaten wurde natürlich die Orthografie der Quelle beibehalten.

Keinem Leser werden dadurch Schwierigkeiten bei der Lektüre entstehen.

Für die technische Erstellung des digital gespeicherten Texts danke ich Matthias Pötzsch, auch für gute Gespräche.

Frühjahr 2005

Karl Otto Conrady

Lust und Last des Lesens

Vom schwierigen Vergnügen des Lesens

Zur Eröffnung eine kleine Suite aus drei Zitaten:

Erster Satz, Andante con moto:

»In diesem Land kann jeder lesen. / Lesen lernt man in der Schule. / In diesem Land muss jeder lesen können. / Hausordnungen lesen. / Zeitungen lesen. / Betriebsanleitungen lesen. / Verkehrsschilder lesen. / Preistafeln lesen. / Strafmandate lesen. / Bücher lesen. / Manche Leute lesen, weil sie mal so richtig aus dem Alltag aussteigen wollen. / Manche, weil ihnen Lesen Spaß macht. / Manche Leute lesen, weil es Sachen gibt, die man einfach gelesen haben muß. / Manche lesen, weil sie weiterkommen wollen. / Müssen. / Manche lesen, weil sie dann anderen etwas voraus haben. / Manche Leute lesen, weil sie sich informieren wollen. / Manche, weil sie sich orientieren wollen. / In diesem Land kann jeder lesen.«

Ein Ausrufer verkündete all dies in einem kleinen Hörspiel *Vom Lesen*, mit dem das Funkkolleg 1976 seine Sendereihe eröffnete.¹

Zweiter Satz, Scherzo giocoso:

»Ein Elternpaar war sich in Reesen
in einem stets einig gewesen:
Unser Kind lernt gleich wählen
zwischen dreißig Kanälen –
wozu da noch schreiben und lesen?«

So spottete Dieter Höss in einem Limerick am 13. März 1993 auf der Humorseite des *Kölner Stadt-Anzeigers*.

Dritter Satz, Allegro con spirito:

»Wer noch vor hundertfünfzig Jahren Informationen sichern, weitergeben oder auch nur fingieren wollte, *mußte* tatsächlich schreiben (oder malen, und das hieß: Papier oder Leinwand mit Zeichen bedecken). Die

eigentliche Epoche des Buches aber dauerte kein Jahrhundert lang und war zudem auf wenige Landstriche beschränkt. Der Zeitraum, in dem Mitteleuropa dank allgemeiner Schulpflicht in etwa schichten- und flächendeckend alphabetisiert war und in dem das Buch zugleich ein mediales Monopol innehatte, währte nicht einmal das ganze 19. Jahrhundert hindurch. Heute stehen zahlreiche neue Medien zur Verfügung, die dem alten Schriftmonopol ein deutliches Ende bereitet haben: Fotografie, Film, Telefon, Video, Tonaufzeichnung, Radio, Fernsehen. Die Vorzüge dieser neuen Medien sind unübersehbar. Sie sind schneller, ungleich präziser und komplexer als die Schrift. Wer schreibt, muß in 26 Buchstaben umformen, was er an Ton- und Lichtschwingungen wahrgenommen hat oder wahrnehmen machen möchte: ein ungeheuer abstrakter, hochgradig krisenanfälliger und nicht zu Unrecht seit jeher vielen verdächtiger Vorgang. Papier ist bekanntlich geduldig, und Dichter lügen geradezu systematisch. Daß auch Fotos und Filme lügen können, weiß man inzwischen. Doch die neuen Medien *können* immerhin auch verlässlich sein. Auf Bleistiftnotizen im Tagebuch eines Astronauten müßte man, wenn es nur sie als Dokument aus astronomischen Räumen gäbe, nicht unbedingt vertrauen. Die kosmischen Fotografien sind hingegen genau. Schrift ist eben per definitionem ein altes und unverlässliches Medium. [...]

Literatur wird [...] minoritär. Sie ist ein Anachronismus, ein langsames Medium, ein latenter Luxus, ein Relikt, ein schöner Überfluß. Doch eben auch ein Überfluß von bemerkenswerten Erkenntnis- und Einsichtsmöglichkeiten.«

Das sind Überlegungen, die Jochen Hörisch anstellt, als er über *Verdienst und Vergehen der Gegenwartsliteratur* nachdenkt und »das im neuen Mediensystem für alle offenbar werdende Ende der Gutenberg-Galaxis« einkalkuliert.²

Schluss der Ouvertüren-Suite. Im ersten Satz, in der Proklamation des Ausrufers im Funkkolleg, werden jeweils besondere Leseweisen proklamiert. Allen gemeinsam ist die Methode, Zeichen zu erkennen, zu entziffern und ihre Bedeutung zu erfassen. Dabei handelt es sich um komplizierte Abläufe, die es mit Wesen und Funktion von Zeichen in unserer Lebenswelt zu tun haben. Ihren Eigentümlichkeiten widmen sich Scharen von Wissenschaftlern, deren Forschungen der Semiotik gelten, der Theorie und Lehre der Zeichen.

Die Menschen müssen, um in ihrer Lebenswelt zurechtzukommen, befähigt sein, Zeichen zu dechiffrieren. Verkehrsschilder und andere Pik-

togramme beweisen, dass nicht alles, was wir lesen und was wir (manchmal um des Überlebens willen) lesen können müssen, aus sprachlichen Zeichen besteht. Bildliche Symbole ohne Buchstaben vermögen auch diejenigen zutreffend zu informieren, die die jeweilige Sprache nicht kennen. Im Allgemeinen aber meint das Wort ›lesen‹ mehr und anderes als die richtige Entschlüsselung solcher sprachfreier Signale.

So versteht im zweiten Satz der Eröffnungssuite, in jenem spöttischen Limerick, sein Autor Dieter Höss unter ›lesen‹ natürlich die Beschäftigung mit einem mehr oder weniger umfangreichen Gewebe aus sprachlichen Zeichen, also mit einem Text, um deren Bedeutungen und Zusammenhang zu erfassen. Solches Tun steht zur Diskussion.

Zum Schluss der Overtüre intonierte Jochen Hörisch ein Thema, das mehr und mehr ins Zentrum einschlägiger Diskussion gerückt ist: Welchen Ort und welche Bedeutung können Literatur und also traditionelles Lesen noch beanspruchen, wenn sich unübersehbar das »Ende der Gutenberg-Galaxis« abzeichnet, das Ende des Medienmonopols von Buch und herkömmlichem Schreiben und Lesen? Dazu sogleich einige grundsätzliche Bemerkungen.

Skepsis gegenüber allem, was sich Fortschritt nennt oder als solcher ausgegeben wird, braucht man uns nicht mehr einzupfropfen. Allerdings kann niemand ernsthaft bezweifeln, dass Erfindung und Vervollkommnung des Buchdrucks ein wirkliches Fortschreiten in der Geschichte der Menschheit bedeuteten. So würde sich in eklatante Widersprüche verwickeln, wer zwar Aufkommen und Verbreitung des Buchdrucks als technischen Fortschritt lobte, sich aber neuen und ungeahnten Erfindungen auf diesem Gebiet der Erzeugung und Präsentation von Zeichen immer nur mit Argwohn näherte. Gefordert ist vielmehr, den Eigenwert von Literatur innerhalb des Ensembles der neuen Medien auszukundschaften, falls es ihn denn gibt. Wer aufgrund eigener literarischer Sozialisation die Fülle und Raffinesse der neuen Medien und das von ihnen Angebotene als Teufelswerk abtut, als Verfall der Kultur beklagt und demgegenüber Literatur als eigentlichen Hort zu bewahrender Tradition und Heimstatt des Wahren, Schönen und Guten rühmt, manövriert sich unweigerlich ins Abseits und wird nur schwer Zugang zu jenen immer größer werdenden Gruppen von Menschen, insbesondere Jugendlichen, finden, für die der Umgang mit den neuen Medien selbstverständlich ist. Jochen Hörisch hat Recht, wenn er betont, analysebedürftig sei »die radikal veränderte Stellung von Literatur im neuen Mediensystem« (S. 42).

Übrigens vergessen wir leicht, dass es nur eine winzig kleine Epoche der Menschheitsgeschichte ist, in der das gedruckte Wort besondere Gel-

tung erringt. Vordem haben sich die Menschen auch ohne Bücher in der Welt zu orientieren vermocht, haben andere Zeichen als die Buchstaben gelesen und nach anderen Normen als schriftlich fixierten gelebt. Und die Handschriften des Mittelalters, oft in lateinischer Sprache: wer war fähig, sie zu entziffern, also zu lesen? Mit dem Buchdruck und seiner Verbreitung setzte zwar die Alphabetisierung weiterer Kreise der Bevölkerung ein, sie blieb aber immer noch beschränkt auf schmale Schichten. Bis heute ist das Analphabetentum, auch wenn wir manchmal davon hören, ein schamhaft verschwiegenes Problem.

Und seit sich im 17./18. Jahrhundert das Lesen verbreitete, war von Anbeginn an auch Kritik an verderblicher Lesewut zu hören. Jene alten Vorwürfe ähneln in vielem den Tadeln am Konsum heutiger Medien. Dass bei offiziöser Kritik an Lektüre und Leselust die kirchlichen und staatlichen Instanzen vor allem daran interessiert waren, Gläubige und Untertanen auf dem Stand eines nur beschränkten Wissens zu belassen, bedarf keiner Erläuterung. Solche Tendenzen sind, wie uns vertraut, keineswegs versunkene Vergangenheit. Und ein Volk von Lesern sind wir nicht geworden; sonst brauchten wir nicht heute noch die *Stiftung Lesen*.

Eine geschichtlich kurze Spanne also, in der das Buch das Medienmonopol besaß. Jetzt jedoch, wo die Produktion von Büchern schwindende Höhen erreicht, »mehren sich gleichzeitig die Stimmen, die vom Ende des Buchzeitalters raunen; und wenn mich nicht alles täuscht« – so Michael Krüger, Chef des Münchner Hanser-Verlags – »höre ich aus den Verlautbarungen der Avantgarde eines digital-virtuell neuen Zeitalters eine klammheimliche Freude darüber heraus, daß die Zeit des Bücherlesens abgelaufen ist«.³

Natürlich ist nicht zu leugnen, dass in den neuen Medien eine Unmenge an Schrott produziert und transportiert wird. Ist das aber in den alten Printmedien und den Büchermassen anders? Nur ein besessener Verächter alles Neuen kann bestreiten, dass in den neuen Medien neben unsäglich banalen Sendungen und Serien Werke von beeindruckender Dichte und Eindringlichkeit entstanden sind und entstehen. Es ist schon richtig, wenn Hörisch darauf insistiert, die Gegenwartsliteratur nicht mit großen Büchern früherer Jahre zu vergleichen, »sondern mit der gleichzeitigen Film- und Fernsehproduktion«. Für die Codierung von Intimität seien heute weniger Romane als manche Filme zuständig, und mit dem Vorwurf, sie trügen zur universalen Verblödung bei, sei »blitzgescheitene TV-Serien wie ›Kir Royal‹ und ›Liebling Kreuzberg‹, für die Franz Xaver Kroetz und Jurek Becker die Drehbücher konzipierten,

gewiß nicht beizukommen«. Ob und wie Heimat in der Epoche ihrer universalen Zerstreuung noch zu erleben sei, thematisiere das Film-Epos von Edgar Reitz fast so komplex wie Uwe Johnsons *Jahrestage* – »wirkungsmächtiger sowieso« (S. 43).

Damit ist über viele weitere Möglichkeiten, die in anderen Medien erprobt werden, noch gar nichts gesagt, nichts über Computersimulationen und die so genannten virtuellen Realitäten, nichts über die mannigfachen Online-Kontakte und -Aktivitäten, die den Teilhabern direkte Diskussionen auch mit Unbekannten sogleich ermöglichen.

Mit diesen Bemerkungen wollte ich die Notwendigkeit wenigstens ansprechen, aufgeschlossen und aufmerksam die Entwicklungen in den neuen Medien zu verfolgen. Mit dem gutgemeinten Lob des Lesens und des traditionellen Mediums Literatur ist es nicht getan. Vorsicht ist geboten vor »der mangelnden Medienkompetenz der Buchweltexperten und -expertinnen, die Buchstabieren gelernt haben mit der schönen Fibel und nicht mit Ernie und Bert in der ›Sesamstraße«.⁴ Fazit: Literaturwissenschaftler und Literaturlehrer bedürften genauer Einführung in Technik und Praxis der neuen Medien, wenn sie problembewusst für das alte Lesen werben wollen. Es hat seinen Grund, dass ein Buch wie das der Amerikanerin J. C. Herz *Surfen auf dem Internet* (Reinbek: Rowohlt 1995) ein Bestseller wurde.

Leider kann ich mit solcher gewünschten Medienkompetenz nicht aufwarten und äußere mich hier durchaus im Bewusstsein dieses Mangels und der daraus folgenden Einseitigkeit und Voreingenommenheit des »Buchweltexperten«, der darüber nachsinnt, welche Bedeutung der »antiquierten Kulturtechnik« (Hörisch), Bücher zu lesen, heute denn noch zukommen könnte.

Eine Lobrede auf das, was emphatisch »literarische Bildung« genannt wird, wird freilich nicht folgen. Wer von Büchern abschrecken will, muss nur immerfort auf die Wichtigkeit jener »Bildung« pochen: dass man gebildet erst sei, wenn man über Homer und Dante, Shakespeare und Goethe, Schiller und Hölderlin, Balzac und Tolstoi, Heine, Proust, Joyce, Thomas und Heinrich Mann, Musil und Broch, Kafka und Rilke, Benn, Brecht, Max Frisch, Dürrenmatt, Erwin Strittmatter, Heinrich Böll und Christa Wolf, Grass und Heiner Müller informiert sei (um nur sie zu nennen) und so fort und so weiter – ja, wie weit weiter eigentlich? Das Arsenal der Weltliteratur kann niemand vollständig besichtigen. Immer sind nur Begegnungen mit einer Auswahl möglich; Lebenszeit und Lesezeit sind begrenzt. So können auch Leselisten – wiewohl hilfreich zur Orientierung – stets nur anregen wollen. Und es ist unerträg-

lich elitär, den Bauchladen der ›literarischen Bildung‹ zu rühmen. Denn zum Lesen gehören Zeit, Muße. Wie viel Zeit und Muße aber lässt dem Einzelnen der Arbeitsprozess in unserer ach so gerühmten Leistungsgesellschaft?

Wenn wir schon beim Begriff ›literarische Bildung‹ bleiben wollen: Damit kann kein bestimmtes Quantum an Gelesenem gemeint sein, sondern nur – und das wäre sinnvoll – die Bereitschaft, sich auch auf anspruchsvolle Texte einzulassen, um deren Besonderheiten, ihre eigentümlichen sprachlichen Qualitäten zu erkunden und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Literarisch gebildet ist, wer – und sei es auf schmalen Raum – dabei ein Gespür für Kraft und Schwäche, für Wichtigkeit und Belanglosigkeit von Texten zu entwickeln sucht, bis zur Empfindlichkeit für den Sprachjargon und die Sprachfetzen, die lärmend durch unseren Alltag dröhnen.

Eine desillusionierende Bemerkung sei sogleich angeschlossen. Noch so extensive ›literarische Bildung‹ hat in der Geschichte vor keinerlei Unheil bewahrt. Die humanistischen Konzeptionen unserer sog. Klassiker, viel beredet, viel beschworen: sie haben in der Realität der bürgerlichen Gesellschaft, die sich so viel auf ihre Bildung zugute hielt, nichts Wesentliches für den konkreten Lebensvollzug bewirkt. Solche Bildung mit dem Lob des Wahren, Schönen und Guten konnte überdies als Schmuck für Machtgebaren und Unterdrückung in unterschiedlichen Regimen durchaus benutzt werden. Ich habe noch die Textsammlung in meinem Bücherregal, die der Reichsjugendführer Baldur von Schirach unter dem Titel *Goethe an uns. Ewige Gedanken des großen Deutschen* 1942 hat herausgeben lassen (als Sonderdruck aus der Zeitschrift *Wille und Macht*). Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Was ich hier anrühre, ist nicht unsondiert den ›Klassikern‹ selbst vorzuhalten und aufzuhalsen, sondern ihren Benutzern und der realen Politik.

Ferner: Ich möchte auch kein Lob der ›guten alten Zeit‹ anstimmen, in der angeblich manches viel besser war: als mehr und intensiver gelesen wurde, als die Abiturienten und Studenten mehr wussten, als jeder noch Gedichte unserer großen Meister auswendig dahersagen konnte usw. Das so gern intonierte Lob der ›guten alten Zeit‹ ist zumeist nichts als falsche Verklärung. Es hat eine lange, aber deshalb nicht auch eine gute Tradition. Der bedeutende Historiker Hans Delbrück hat sich darüber schon vor über hundert Jahren aufgeregt. Er fand in Zeitungen zu einem Jahreswechsel wieder einmal die gehäuften Klagen über die Gegenwart: die Sitten seien verdorben, die Jugend sei herabgesunken, Zucht und Ordnung ließen zu wünschen übrig und dergleichen mehr. Delbrück